

Die Neue Welt

Nr. 32

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1898

Zwei Menschen.

Von H. Fries-Schweuzen.

I.

Der Hof Solhaug lag auf einem sonnigen Hügel mitten im Thale. Rechts wand sich der Fluß. Im Frühjahr und Herbst schäumte er weiß, im Hochsommer dagegen, bei großer Dürre, enthielt er nur wenig Wasser, und da konnten Senner und Sennerinnen, wenn sie nach dem Björneberg zogen, sich den großen Umweg über die Brücke ersparen und zum anderen Ufer hinüberwaten. Hier sah man nur Tannen, aber hin und wieder leuchtete gleich einem Silberstreifen ein die schroffe Bergwand herabstürzender Waldbach aus dem dunklen Grunde hervor.

Ueber den Björneberg führte nur ein alter schlechter Weg, unbrauchbar für jegliches Fuhrwerk. Waaren und Nahrungsmittel mußten auf Pferde Rücken befördert werden. Stand man auf dem Hofplatz und blickte gegen Süden in das Thal hinab, so hatte man die Landstraße zur Linken, dahinter hügeliges Land, Birkenwald und Tannen. Das fruchtbare Thal senkte sich von Solhaug rasch bis zu der alterthümlichen Kirche, die eine Viertelmeile weiter thalab lag. Dort wurde es flacher, und in Folge dessen bildete der Fluß einen See. Diesen See, die Kirche und drei große Höfe konnte man von Solhaug aus sehen. Aber weit, weit zurück reichten die Berge sich aneinander, blau und düstlich.

Die Häuser auf Solhaug bildeten ein großes Viereck. In dem weißbemalten Gebäude, das seine Front nach Süden kehrte, wohnte der Besitzer, Knud Solhaug, mit seiner Frau Margit. Ihnen grade gegenüber in dem kleinen rothen Haus mit den weißen Fenstern hatten Knud Solhaug's Eltern ihre Wohnung gehabt von dem Tage an, an dem der Sohn geheirathet und die Bewirthschaftung des Hofes übernommen hatte. Rechts lag die Scheune, alt und silbergrau im Ton, links das „Stabbur“, das zur Aufbewahrung von Nahrungsmitteln benutzt wurde. Es ruhte auf vier Säulen, die breite Thür, zu der sechs hohe Steinstufen emporführten, war reich und kunstvoll geschnitten und von zwei reich verzierten Säulen eingefaßt. Der Stall, an den eine kleine Birkenhecke mit Wänden grenzte, lag für sich weiter zurück und etwas höher als die anderen Gebäude. Nach den übrigen drei Seiten hin, schräg abfallend, streckten sich die Felder Solhaug's.

Knud mochte wohl ein halbes Jahr verheirathet sein, als an einem bitterkalten Wintermorgen ein junges, sehr dürrig gekleidetes Weib mit einem in Lumpen gewickelten Kinde auf dem Arm die Landstraße entlang kam. Die Frau war von Kälte und Hunger so mitgenommen, daß sie sich kaum vorwärts zu schleppen vermochte. An der Stelle angelangt, wo der Weg, der zum Hofe führte, von der Landstraße abbiegt, war sie vor Ermattung in den tiefen

Schnee gesunken. Hier hatte sie Knud gefunden, als er in seinem Schlitten gerade den Hof verlassen wollte, um an einer Gemeindefestung Theil zu nehmen.

Auf Solhaug fanden Mutter und Sohn die sorgfältigste Pflege, aber als man sich an den Armenvorsitzer des Kreises wandte, wurden so viele Schwierigkeiten von Seiten der Behörden gemacht, daß Knud und seine Frau sich entschlossen, dem hilflosen Weibe Arbeit zu geben und sie vorläufig bei sich zu behalten. Veret Klöften — so war ihr Name — machte ihren Wohlthätern auch wenig zu schaffen. Sie schlief mit ihrem Söhnchen im Kuhstall und hütete von jener Zeit an das Vieh mit großer Gewissenhaftigkeit. Die anderen Diensthöfen sagten von ihr, sie wäre verschlossen und geheimnißvoll in ihrem Wesen. Auf die Frage, wer des Knaben Vater sei, hatte sie jedoch einmal geäußert, daß derselbe jetzt ein wohlhabender Mann geworden.

Die Leute auf Solhaug waren sehr fromm, sie gehörten einer religiösen Sekte, den „Haugianern“ an, die zu jener Zeit in dieser Gegend zahlreich vertreten waren.

Der Knabe war noch garnicht getauft. Darum schickte man sofort Mutter und Söhnchen zur Kirche, wo der kleine Heide folgenden Namen erhielt: Augustinus Martinus Klöften. Lateinische Namen waren keine Seltenheit in diesem Thale. Sie waren ein Vermächtniß der längst entschwundenen katholischen Zeit, in der unweit der jetzigen Kirche ein Augustinerkloster gestanden hatte. Der Name Klöften war sein einziges Erbtheil von der Mutter, und aus Augustinus entstand allmählig der kürzere Rufname Agestin.

Bei der Taufe erfuhr man endlich, wer der Vater sei. Thormod Dalen war es. Es gab eine Zeit, wo man sich von Thormod Dalen viel versprochen hatte. Wie er hatte noch Steiner zu spielen vermocht; wenn er als zwanzigjähriger Burche auf Hochzeiten oder bei anderen feierlichen Gelegenheiten mit seiner Geige zum Tanz aufspielte, wurden alle Zuhörer durch seine eigenartigen Melodien, die zum Theil von ihm selbst komponirt waren, gleichsam elektrisirt. Im Erzählen hatte er nicht seinesgleichen.

Der größte Theil seiner drastischen Geschichten war aber von ihm selbst erfunden. Die pietistischen Bauern fanden sie sündhaft, und in demselben Maße, wie die Frömmerei unter Haugs Führung überhand nahm, und Tanz und Spiel und harmlose Fröhlichkeit aus dem Thale verbannt wurden, in demselben Maße wurde Thormod ein Fremder unter seinen Landsleuten. Die Haugianer behaupteten, er stecke voll Lug und Trug und Sünde. Er fühlte sich vereinsamt und verfiel allmählig dem Trunke. Aber trotzdem und trotz seines schlechten Leumunds hatte

er vor ganz Kurzem das reichste Mädchen im Kirchspiel, Sigrid Vaffen, geheirathet; denn mit seinen vierzig Jahren war er noch immer ein schöner und stattlicher Mann.

Thormod Dalen war also der Vater des kleinen Schreihalses draußen im Kuhstall. Jetzt erinnerten sich auch die Leute, daß der Geiger zu einer Hochzeit in demselben Nachbarkreise geholt worden war, in dem Veret Klöften vorgab, heimathsberechtigt zu sein.

Agestin war drei Jahre alt, als Margit Solhaug eine Tochter zur Welt brachte. Sie bekam den Namen Magnild. Das Kind war schwächlich, die Eltern besorgten, es zu verlieren und ließen es nie aus der dumpfen, verschlossenen Stube heraus, in der nie ein Fenster geöffnet wurde. Die Leute auf Solhaug empfinden und machten keine Besuche; auf diese Weise kam es, daß Magnilds Vorstellungen von der Welt und deren Bewohnern sich ausschließlich auf das Bild der großen dumpfigen Stube mit den drei kleinen Fenstern und den alten geschnitten und bunt bemalten Möbeln, sowie auf das ihrer immer leise und sanft sprechenden Eltern und Großeltern beschränkte. Das Kind wurde immer blässer und kümmerlicher. Als Magnild vier Jahre alt war, wurde sie von Margit in eine Anzahl von Mänteln und wollenen Decken gepackt und zum Arzt gebracht. Der Arzt beruhigte sie vollkommen, empfahl ihnen aber, das Kind sich recht viel im Freien tummeln zu lassen. —

Es war an dem ersten warmen Frühlingstage nach ihrem Besuch bei dem Arzte, als die kleine blondhaarige Tochter Knuds, ein dickes wollenes Tuch um den Kopf gebunden, über den sonnigen Hofplatz dahin zottelte. Die ungewohnte frische Luft machte sie wiederholt nießen; sie blinzelte und rieb sich die Augen. Ueber den Hof ging der schwarze Kater, den kannte sie und ließ sich in ihren Betrachtungen von ihm nicht stören. Es war etwas Anderes, etwas dort drüben bei der Scheune, das ihre Aufmerksamkeit in hohem Grade fesselte. In einem leeren Henwagen stand dort ein kleiner barfüßiger Junge und war bemüht, eine Hengabel in die Höhe zu heben. Das eine Knie lugte fast aus einem großen Loch in der Hofe hervor, und dasselbe that ein schwarzer Haarbüschel aus einem Loch in der Mütze, die kühn auf's eine Ohr und mit dem Schirm nach hinten aufgesetzt war. Das kleine Mädchen näherte sich mit weit geöffneten Augen und fest zusammengepreßten Lippen der fremden Erscheinung.

Agestin spuckte in die kleinen Hände und wollte eben die bis jetzt nicht gelungene Kraftprobe mit der schweren Hengabel noch einmal versuchen, als sein Blick auf das kleine Mädchen fiel.

„Halloh!“ rief er laut. Ragnhild erschraf.

„Heißa, Du kleine, wer bist Du?“

Die also Angeredete zog das Mäuschen schief und fing an, langsam rückwärts zu gehen. Mit einem kühnen Sprung stand Agestin auf der Erde. Die Andere war zuerst wie versteinert vor Schreck.

„Du bist wohl am Ende die kleine Ragnhild?“ fragte er und vergrub beide Hände in den Hosentaschen.

„Hast Du aber helle Haare, ganz wie die kleine Ziege, die gestern geboren wurde.“

Ragnhild erwiderte nichts. Sie sah ihn nur äußerst erstaunt an. Der interessante junge Mann stöhnte ihr Schrecken und Sympathie zugleich ein.

„Willst Du die Ziege sehen? Komm!“ Er trat auf sie zu und wollte sie an der Hand fassen. Das wurde ihr doch zu viel auf einmal. Sie fing an ganz fürchterlich zu brüllen. In diesem Augenblick kam die Mutter über den Hofplatz.

„Warum schreiest Du, Ragnhild? Hast Du Angst vor dem Jungen da? Er thut Dir nichts, Agestin will nur mit Dir spielen.“

Der Knabe war ganz roth geworden.

„Ich habe sie nur gefragt, ob sie die weiße Ziege sehen will, denn das muß ihr doch Spaß machen, so 'ne weiße Ziege zu sehen, die nicht größer ist als — so!“

„Na — und?“

„Nee — da fängt sie gleich an zu brüllen,“ rief der Knabe überlegen. „Ist mir so 'was schon vorgekommen?“ Ragnhild hielt sich schluchzend am Rock der Mutter fest.

„Weggehen Mutter, weggehen Mutter.“

Das war die erste Begegnung. Es dauerte aber nicht lange, bis das Mädchen sich an den kleinen braunen Jungen gewöhnte. Ihm gefielen ihre blonden Haare und das helle Gesichtchen sehr. Bei ihren Spielen, die anfangs darin bestanden, Häuser aus Lehm und Sand zu bauen, spielte Ragnhild meistens eine passive Rolle. Sie knabberte an ihrem Butterbrot oder an einer Brezel, während er rastlos grub, mauerte und ihr dabei noch allerlei Geschichten vorschwang. Die kleine weiße Ziege hatte Ragnhild von ihrem Vater geschenkt bekommen; sie erhielt den Namen Mette, trug ein rothes Halsband und hatte ihren besonderen Platz für sich im Stall. Sie war Agestin persönlich empfohlen und wurde von ihm gefüttert.

Die Kinder kamen einmal auf die Idee, die Ziege zu waschen, weil sie so „furchtbar schmutzig“ war. Das Resultat übertraf ihre kühnsten Erwartungen, die Farbe wurde schneeweiß! Von jetzt an wurde das arme Thier aber alle Tage gewaschen; die Folge war, daß es sich erkältete und ganz erbärmlich krank wurde. Agestin hatte sie in die warme Mittagssonne hingelegt, hatte sie mit seiner eigenen Toppe zugebedeckt und kauerte neben der kleinen Freundin vor dem kranken Thiere, welches hustend und mit müden, halbgeschlossenen Augen da lag. Die Kinder waren beide sehr traurig.

„Wir wollen Mette nie mehr waschen,“ sagte sie.

„Was hilft das, wenn sie nun doch stirbt?“

„Muß Mette sterben?“ Ragnhild fing an zu weinen. Er wollte sie so gerne trösten, war er doch der Urheber des ganzen Unglücks gewesen. Darum sagte er beruhigend: „Weine nicht Ragnhild, wenn Mette stirbt, kommt sie ja in den Himmel, und da hat sie es besser als hier.“

Agestin glaubte ja selbst nicht, was er sagte; aber seine kleine Freundin schien getröstet zu sein. Kaum hatte er die Wirkung seiner Bemerkung wahrgenommen, da rief er mit strahlenden Augen: „Wir wollen für Mette beten!“

Und der fünfjährige Knabe faltete die Hände und betete für die kranke Ziege. Dabei leuchteten seine schönen Augen in heller Begeisterung, und die sonnverbrannten Wangen färbten sich dunkelroth. Ragnhild stand andächtig und hörte zu. Sie fand, daß Agestin noch schöner beten konnte als ihre Großmutter.

Mette kam nicht in den Himmel, sie erholte sich zur großen Freude der Kinder, die jetzt auf neue Spiele sann. Einmal spielten sie Schule. Ragnhild und Mette waren Schüler, Agestin Schulmeister.

Dazu hatte er aber eine Brille nötig. Die ehrwürdige Großmutter drüben besaß eine. Zu der Zeit war eine solche Brille ein seltener und kostbarer Gegenstand, der nur gebraucht wurde, wenn die Alte in ihrer Bibel las. Agestin war noch nie drüben bei den Großeltern gewesen, vor ihnen hatte er eine mit Ehrfurcht gemischte Angst. Hier brauchte er Ragnhilds Hilfe. Er überlegte lange und reiflich diese wichtige Angelegenheit. Ragnhild war sehr klein, kaum vier Jahre; sie konnte nicht die Thür hinter sich zumachen, und neulich war sie die steinerne Treppe herunter gefallen; aber die Brille mußte er haben.

„Du mußt Großmutter's Brille holen, Ragnhild. Weißt Du, wo sie liegt?“

„Gomas Bille liegt im Fenster,“ erwiderte die Kleine.

„Schön, dann hol' sie! Jetzt schläft sie zu Mittag.“

„Aber dann wird Goma böse.“

„Schadet nix, wir müssen die Brille haben,“ rief er eifrig, „wie soll ich den Schulmeister machen können ohne Brille?“ Gegen dieses Argument wußte die Kleine nichts anzuführen, stillschweigend zottelte sie über den Hof, krabbelte auf allen Vieren die aus großen Steinblöcken gebildete Treppe zu der Wohnung der Großeltern hinauf, schlüpfte unbemerkt in's Zimmer, wo die beiden Alten um die Wette schnarchten, und fand ganz richtig die Brille im Fenster. Als sie aber das Zimmer verlassen wollte, hatte sie bei ihrer vergeblichen Bemühung, die Thür zu schließen, Lärm gemacht und die Großmutter geweckt.

Agestin kannte den Schulmeister des Dorfes nur vom Hörensagen, aber seine lebhaftere Phantasie kam ihm zur Hilfe. Mit der plumpen Hornbrille auf der Nase stand er docirend da, als die Großmutter ihn überraschte. Diese Kränkung des Heiligthums kam ihm theuer zu stehen. Zunächst bekam er Prügel und zwar von der Großmutter in eigener Person, dann aber — wurde Ragnhild der Umgang mit ihm verboten und er selbst streng in das Bereich des Stalles und seiner Bewohner verwiesen.

II.

Es kam die Zeit, wo das Vieh auf die Alpe getrieben werden sollte. Oben in den Bergen lag noch etwas Schnee, aber unten im Thale blühten die Apfelbäume, und der Winterroggen war schon eine Handbreit hoch. Welches Fest für Agestin, als Kühe und Kälber aus dem dunklen Stall hinausgelassen wurden und in wilden Sprüngen sich im Freien tummeln durften! Zwei Pferde, mit Milchgeräthschaften und Nahrungsmitteln beladen, folgten dem langen Zug, der unter Veret Klöstens Kommando an einem frühen Sommermorgen kurz nach Sonnenaufgang den Hof verließ. Es war noch viel Wasser im Fluß, man mußte darum der Landstraße bis zur Brücke folgen. Der Klang der Kuhglocken, das Brüllen der Kühe, das Meckern der Ziegen und heftiges Hundegebell drangen laut durch das stille Thal. Von einer Höhe oben am Berge klang der jodelnde Gruß eines Mädchens, dessen weiße Hemdsärmel in der Morgensonne leuchteten. Dort unten lag der See unter einem dichten Nebelschleier. Die alte Kirche hob sich dunkel davon ab. In den Felsklüften hing noch etwas Nebel, und der Morgenthau glitzerte in dem jungen Grün der Birken und in den Sträuchern und Gräsern auf beiden Seiten der Landstraße. Agestin lief munter neben der Herde und trieb mit einem Stocke das Vieh an. Gestern hatte er geweint, weil Mette zu Hause bleiben mußte, aber heute war der Gram schon vergessen.

Kaum war die Brücke passiert, so fing das Steigen an. Die alte schwarze, mit den Milchgeräthen beladene Stute ging voran, ihr konnte man ruhig die Führung anvertrauen; sie hatte den Weg wohl hundert Mal zurückgelegt und kannte jeden Morast, jeden Abhang auf dem Wege. Mit der größten Aufpackung auf dem Rücken kletterten die zwei Pferde den steilen Felsweg empor, der Herde voran. Sie führten ihre Hufe so sicher wie die Ziegen und glitten nie aus, selbst da nicht, wo der Pfad über Schroffe,

vom Wasser glattgeleckte Felsen führte. Ihnen folgte ein Knecht, und nun kam Rosa, die rothe erfahrene Glockenkuh, Mutter und Urgroßmutter der Hälfte jener bunten, schiedigen, behörnten und unbehörnten Schaar, die willig ihren Fußstapfen folgte. Dann kam ein junges Mädchen mit rothem Nieder und kurzen Röcken, in der Hand einen Birkenzweig, mit dem sie das Vieh antrieb. Meckernd, trippelnd, sich drängend und mitunter in kühnen Sprüngen die steilsten Abhänge neben dem Pfad erklimmend, folgten die Ziegen, fünfzig an der Zahl, der alte Ziegenbock Morien mit langem Bart gravitätisch voran. Geschlossen ward der Zug von Veret Klöstern.

Es wurde bald ein heißes Stück Arbeit; die Sonne stieg immer höher, ihre Strahlen fielen brennend zwischen den Tannenzapfen herab. Nach zweistündigem Marsch wurde Halt gemacht. Man hatte eine Hochebene erreicht, auf der hohes Haidekraut üppig wucherte. Der Wald wich nach allen Seiten zurück, die Bäume waren nur noch klein und verküppelt, links lag eine sumpfige Strecke mit einem weißer Wolke ähnlichen Gras bewachsen. Dahinter erhob sich die graue, kahle Bergwand, aber geradeaus im blauen Dunst ragte der Björne-Nut* hoch und majestätisch gegen den Himmel empor.

Gegen Mittag hatte man den Björne-See erreicht. Die Sonne stand hinter dem Nut, der einen mächtigen Schatten über die Hochebene warf. Hier wurde zum zweiten Male gerastet. Kühe und Menschen legten sich erschöpft nieder. Agestin hatte das letzte Stück des Weges auf dem Rücken eines Pferdes zurückgelegt. Jetzt sah er barhaupt mit glühenden Wangen und starrte hinab in den stillen, unergründlich tiefen Gebirgssee. Es kam ihm gar sonderbar vor, daß auch dort unten im Wasser ein Nut zu sehen war, und daß er auf dem Kopf stand. Er sah deutlich jede Erhabenheit und jeden Riß darin. Ebenso deutlich spiegelten sich die Steinblöcke, die in gigantischer Größe und unübersehbarer Zahl dem Nut zu Füßen lagen, und die Vorstellung einer kleinen Stadt mit bemosten Dächern wachriefen. Nur hin und wieder — wenn eine Forelle über die Wasseroberfläche sprang, wurde das klare Bild zerstört, und silberne Kreise wichen nach allen Seiten hinaus, bis Alles wieder ganz still und spiegelglatt wurde. Agestin war schläfrig, er gähnte.

„Dort drüben dicht am Nut vorüber wird der neue Weg gehen,“ sagte eine Stimme hinter ihm. Er drehte sich um. Es war der neue Knecht, der mit seiner Mutter sprach. Dem Knaben wurden die Augenlider immer schwerer.

„Wann mag die Chaussee wohl fertig werden?“ fragte Veret.

„Ja — das mag der Himmel wissen! In zwanzig Jahren oder vielleicht noch später.“

„In zwanzig Jahren“ — dachte Agestin. — Er versuchte, bis zwanzig zu zählen, aber es glückte ihm nicht.

„Ja, wenn die Chaussee über den Björneberg fertig wird, dann kann es wohl auch in unserem Thale lebhaft werden,“ meinte der Bursche. „Dann werden die Engländer auch zu uns kommen. Halloh! Mädels!“

Dann kommt das rothe Gold
In's Thal hereingerollt!

„Ach ja,“ seufzte Veret, „es wird wohl nicht nur Gutes sein, was all dem Reichthum folgt.“

Der Nut verschwamm vor den Augen des Knaben. Er sah nur eine rosigte Wolke und hörte Gesang und Glockengeläute. Ihm träumte, daß er und Ragnhild in neuen schönen Kleidern zur Kirche gingen, jeder mit seinem neuen Gesangbuch mit Silberbeschlag in der Hand, aber dann kam eine böse schwarze Kuh und wollte sie stoßen. Er kletterte flink in einen Baum, immer höher, immer höher. Ragnhild konnte er garnicht mehr sehen. Der Baum fing aber an zu schwanken, hin und her, hin und her. Zuerst mochte er es wohl, aber bald mußte er sich mit aller Kraft festklammern, denn in immer größerem Bogen schwankte der Baum, zuletzt war ihm, als flöge er zwischen Himmel und Erde. Plötzlich hörte

* Nut heißt in Norwegen ein hoher zuckerhüftbrühtiger Berggipfel.

die heftige Bewegung auf, er war nun wirklich im Himmel und befand sich vor einer Thür, an die er klopfte. Heraus kam Naguhilds Großmutter mit einer Ruthe in der Hand.

„Nach, daß Du fortkommst, Du gottloser Bengel,“ rief sie, „Du hast meine einzige Brille zerbrochen!“ Die Ruthe wuchs in ihrer Hand — sie verdunkelte die Sonne — aber als sie auf ihn herabfiel, hatte sie sich in einen nassen Schwamm verwandelt, mit dem die Großmutter sein Gesicht wusch. — Er schlug die Augen auf. Ueber ihm stand ein Kalb und leckte sein Gesicht.

„Jetzt mußt Du kommen Agestin,“ rief die Mutter, „wir ziehen jetzt weiter.“

Er erhob sich mit Mühe, er war wie zerschlagen in allen Gliedern. Der neue Knecht hob ihn auf die schwarze Stute, und der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Gegen Abend kamen sie zur Björnefids-Sennhütte. Beret nahm ihren kleinen schlafenden Sohn vom Pferde Rücken hernieder, trug ihn in die Stütte und legte ihn auf ihr Bett, wo er bis zum nächsten Morgen ruhig weiter schlief.

Hier oben war es für Agestin wie eine neue Welt. Während der ersten Zeit gab es ja nicht wenig Arbeit. Das Vieh war noch nicht an die Freiheit gewöhnt und war schwer zu regieren; das verbesserte sich aber mit jedem Tage. Auf den täglichen Touren mit der Mutter und der Herde schoß er mit Pfeil und Bogen, oder er angelte in einem Bache, der die Hochebene durchstieß. Manchmal, besonders gegen Abend, konnte er stundenlang auf dem Rücken liegen und in die Gletschermassen hineinschauen. Die Mutter hatte ihm erzählt, daß es der Gletscher Niesenheim wäre, der aus lauter Schnee und Eis bestand, und daß die Strecke, die für sein Auge nicht viel weiter als ein Stabensprung erschien, viele Meilen weit wäre. Da lag er nun und wunderte sich und wunderte sich. Bis jetzt hatte er geglaubt, daß mit dem Björneberg und der Sennhütte auch die Welt so ziemlich zu Ende wäre, jetzt hatte sich ihm eine fremde, eine schöne ungeahnte Welt offenbart. Er wurde von Sehnsucht nach jenem Märchenland ergriffen, er mochte doch zu gern wissen, wer das wohl sein könnte, der Abends beim Sonnenuntergang die blauschwarzen Berggipfel mit solch schönem Roth übermalte und in den Eismassen Lichter anzündete, die mit einer Kraft blühten und funkelten, daß er sie kaum ansehen konnte. —

Eines Tages hatte sich eine Kuh verlaufen. Beret und der Knabe gingen sie suchen. Nachdem sie einen halben Tag über sumpfige Strecken und kahle Felsen geirrt waren, fanden sie den Hühling auf einem vorgeschobenen Plateau, auf dem wundervolles weiches Gras wuchs. Von hier aus konnten sie in ihr eigenes Thal hinabblicken. Sie waren Beide müde und setzten sich auf einen Stein.

„Dort unten liegt Solhang,“ sagte Beret und zeigte mit dem Finger auf den in der Abendsonne leuchtenden Hof, dessen rothe Dächer klar hervortraten.

„Aber Mutter, warum ist das Alles so klein?“

„Weil es so weit weg ist.“

„Und das schmale weiße Band, was ist das?“

„Das ist der Fluß.“

„Und die Schlange, die wie Feuer aussieht?“

„Das ist auch der Fluß.“

„Aber warum sieht er da aus wie eine Feuer-
schlange, wenn er hier ganz weiß ist?“

„Hier oben bei Solhang ist er weiß, weil das Land so bergig ist; drüben spiegelt sich der Abendhimmel im Fluß, weil er ganz ruhig fließt. Dort ist das Land so flach wie meine Hand. Sie haben nicht so viel Arbeit mit dem Pflügen, wie wir auf Solhang.“

„Und da, Du Mutter, sieh doch! Da ist die Kirche, ganz fürchtbar weit weg!“

„Ja, das ist die Kirche.“

Der Knabe klatschte vergnügt in die Hände.

„Und das große Feuer ist wohl der See?“

Er war aufgesprungen, jetzt legte er seinen Arm um den Hals der Mutter und schien in den Abgrund ganz versunken zu sein.

„Ach ja,“ seufzte Beret, „wir müssen wohl an den Heimweg denken.“ Sie beschattete die Augen mit der Hand und sah hinab in's Thal. „Auf Sol-

hang haben sie den Roggen schon gemäht. Möchten wir nur noch ein paar trockene Tage zum Einfahren bekommen.“

Agestin beschattete auch seine Augen mit der Hand, weil er sah, daß die Mutter es that. „Ist das der Kuhstall, den ich da sehe, er sieht aus wie ein Mistkäfer!“

„Ja, das ist unser Heim,“ erwiderte Beret mit plötzlicher Bitterkeit. Die lebhaften Fragen des begabten Knaben hatten sie mit fortgerissen, sie hatte sich einen Augenblick als Mutter glücklich gefühlt. Als sie aber durch die letzte Frage an den Kuhstall erinnert wurde, füllte Bitterkeit ihr Herz. Sie drehte rasch den Kopf nach links und hob wieder die Hand: „Agestin, siehst Du den großen Hof mit den vielen Häusern dort im Schatten des Berges, jenseits des Tannenwaldes? Das ist Dikken.“

„Und wer wohnt da?“ — „Dein Vater.“

„Ich denke, unser Vater ist im Himmel.“

„Nein, — er wohnt dort,“ versetzte Beret.

„Warum hast Du mir das nicht früher erzählt?“

„O, ich denke, es ist früh genug.“

„Wie heißt er, Du Mutter?“

Beret erhob sich. „Das werde ich Dir ein andermal erzählen, mein Junge. Jetzt müssen wir machen, daß wir nach Hause kommen. Wir haben noch weit zu laufen.“

(Fortsetzung folgt.)

Wie die Drehung und Bewegung der Erde erkannt wurde.

Von Karl Werner.

(Schluß.)

Auf diesen Grundlagen stellte 300 Jahre nach Hipparch Ptolemaeus, der ebenfalls in Alexandria wirkte (150 n. Chr.), das umfassende Weltssystem auf, das unter dem Namen der „großen Zusammenstellung“, in arabischer Uebersetzung „Almagest“, auf uns gekommen ist und im ganzen Mittelalter als die reinste Quelle astronomischer Wahrheit angesehen wurde. Die Kugelgestalt der Erde wird hier in überzeugender Weise nachgewiesen, und gegenüber dem Einwand, daß eine Kugel doch nicht frei im Raume schweben könne, sondern nach unten fallen müsse, weist Ptolemaeus darauf hin, daß es im Weltraume kein oben und unten gäbe, daß die Richtung nach unten vielmehr stets und überall auf der Erdkugel die Richtung nach ihrem Mittelpunkte sei, in welcher Richtung alle Körper auf der Erde auch fallen. Aber auch mit der Ansicht Aristarch's, die zu seiner Zeit noch Anhänger zählte, mußte er sich auseinandersetzen. Er gesteht unumwunden zu, daß die Lehre von der Drehung der Erde den überaus großen Vorzug der Einfachheit für sich habe; aber die Luft als leichterer Körper müsse zurückgelassen werden, und wenn man selbst annehmen wollte, daß die Luft beim Umschwung der Erde mitgeführt werde, so könne dies doch für die in der Luft fliegenden Körper, Vögel, sowie geworfene Steine, keineswegs zutreffen, und hieraus ergebe sich die Unmöglichkeit, die Erde als bewegt anzunehmen.

Damit baute er denn die Theorie der Epicyklen des Hipparch weiter aus, und da die Beobachtungen der Planeten sich durch einfache Epicyklen nicht ganz genau darstellen ließen, so griff er zu doppelten und dreifachen, d. h. er ließ in dem ersten Epicykel noch nicht den wirklichen Planeten, sondern wiederum einen gedachten um den im Hauptkreise gedachten herumgehen, um diesen wieder einen weiteren und dann erst in einem ferneren Epicykel den wirklichen Planeten. Hierbei ließ er sich durch keine Verwickelung und Schwierigkeit der Rechnung abschrecken, sondern sagte mit Recht: „Warum sollen wir uns über die Verwickelung der himmlischen Körper so sehr verwundern, da uns doch die Natur dieser Körper noch so gänzlich unbekannt ist?“

Thatsächlich gelang es, auf Grund des von Ptolemaeus im Zusammenhang dargestellten Systems, jede Erscheinung am Himmel mit einer Genauigkeit, wie sie den Beobachtungs- und Meßinstrumenten seiner Zeit und der folgenden Jahrhunderte entsprach, zur Darstellung zu bringen; deshalb ver-

drängte dieses sogenannte Ptolemäische Weltssystem alle anderen Betrachtungsweisen, vor Allem die Lehre Aristarch's, und erlangte eine unbeschränkte Geltung, die um so vollkommener ward, je älter das System wurde. Waren im ersten und zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt noch von diesen Anschauungen unabhängige Gedanken ausgesprochen und vertreten worden, so war dies 1000 Jahre später ganz unmöglich. In der Naturerkenntniß machte das ganze Mittelalter keine wesentlichen Fortschritte, und die astronomischen Kenntnisse wurden zwar durch einzelne genauere Beobachtungen bereichert, an der Grundlage des großartigen Baues, den die griechische Welt hinterlassen hatte, wurde jedoch in keiner Weise gerüttelt.

Mit dem Beginn der neuen Zeit wurde das anders. Der wirtschaftliche Umschwung, dessen Anfänge sich im 14. Jahrhundert und früher noch zeigten, und der sich im 15. und 16. Jahrhundert, begleitet und gestützt von technischen und wissenschaftlichen Errungenschaften, vollzog, revolutionirte auch die Geister, so daß sie auf den verschiedensten Gebieten dazu geneigt wurden, die Fesseln der Autorität abzustreifen und eigene Gedanken unabhängig von überkommenen Vorurtheilen konsequent weiterzudenken. Besonders die Naturerkenntniß machte sich frei von der seit Alters her gelehrten Wissenschaft, und es entstand eine Reihe hervorragender Forscher, welche die Gesetze des Geschehens in der Welt aus den beobachteten Erscheinungen mit Scharfsinn und Klarheit ableiteten.

Als daher das Lebenswerk des Nicolaus Copernicus (1473—1543), an dessen Ausbau der große und stille Forscher mehr als 30 Jahre gearbeitet hatte, kurz vor seinem Tode erschien, traf es auf einen gut vorbereiteten Boden. Namentlich Galileo Galilei (1564—1642), der die Bewegungsgesetze zuerst in völliger Klarheit erforscht und dargestellt hat, wies die alten Einwände des Ptolemaeus und die neuen seiner Zeitgenossen zurück und trug außerordentlich viel zur Verbreitung der neuen Lehre bei.

Die Komplizirtheit der alten Lehre war es gewesen, die den Copernicus zuerst zum Nachdenken über die Bewegungen der Himmelskörper veranlaßt hat; indem er die Sonne, die glänzende Weltleuchte, in den Mittelpunkt des Universums setzte und die Erde mitsamt den übrigen Planeten um sie herum führte, gelang ihm eine überraschend einfache Darstellung von den scheinbar so komplizirten Bewegungen der Planeten, von den merkwürdigen Schleifen in ihren Bahnen. Es ist ja ganz klar und einleuchtend, daß unsere eigene Bewegung, falls wir sie nicht wahrnehmen, uns in einer scheinbaren Bewegung der außer uns befindlichen Körper erscheinen muß. Gehen wir in einem Kreise um die Sonne herum, so werden Gestirne, die in derselben Ebene sich befinden, hin und her zu gehen scheinen; dagegen werden sie in sich selbst zurücklaufende krumme Bahnen beschreiben, wenn sie oberhalb oder unterhalb der Bahnebene stehen, in welcher wir selbst uns bewegen. Schreiten diese Gestirne dabei noch selbstständig fort, so muß die in sich selbst zurücklaufende krumme Bahn, das scheinbare Abbild unserer eigenen Bewegung, als eine Schleife an ihrer wirklichen Bahn erscheinen. Die Schleife wird um so kleiner sein, je weiter das betreffende Gestirn von uns entfernt ist, und die Fixsterne sind so ungeheuer weit entfernt, daß an ihnen das außerordentlich kleine Abbild unserer Bewegung erst mit den feinen Instrumenten unseres Jahrhunderts erkannt werden konnte. Für die Planeten dagegen sind die Schleifen deutlich wahrnehmbar, und da ihre Größe in einem bestimmten Zusammenhange mit ihrer Entfernung steht, so gelang es bereits Copernicus, ihre Entfernungen mit ziemlicher Sicherheit zu berechnen.

Hatte Copernicus so ein neues Prinzip aufgestellt, mit dessen Hilfe die Bewegungen der Himmelskörper weit einfacher dargestellt werden konnten, als früher, so war er doch weit davon entfernt, eine Erklärung der Bewegungen selbst zu finden, einen Grund dafür anzugeben, warum sie sich so und nicht anders bewegen müßten. Dies war eine Aufgabe, welche die Wissenschaft sich erst stellen konnte, nachdem die Bewegungen selbst genau bekannt waren und dargestellt

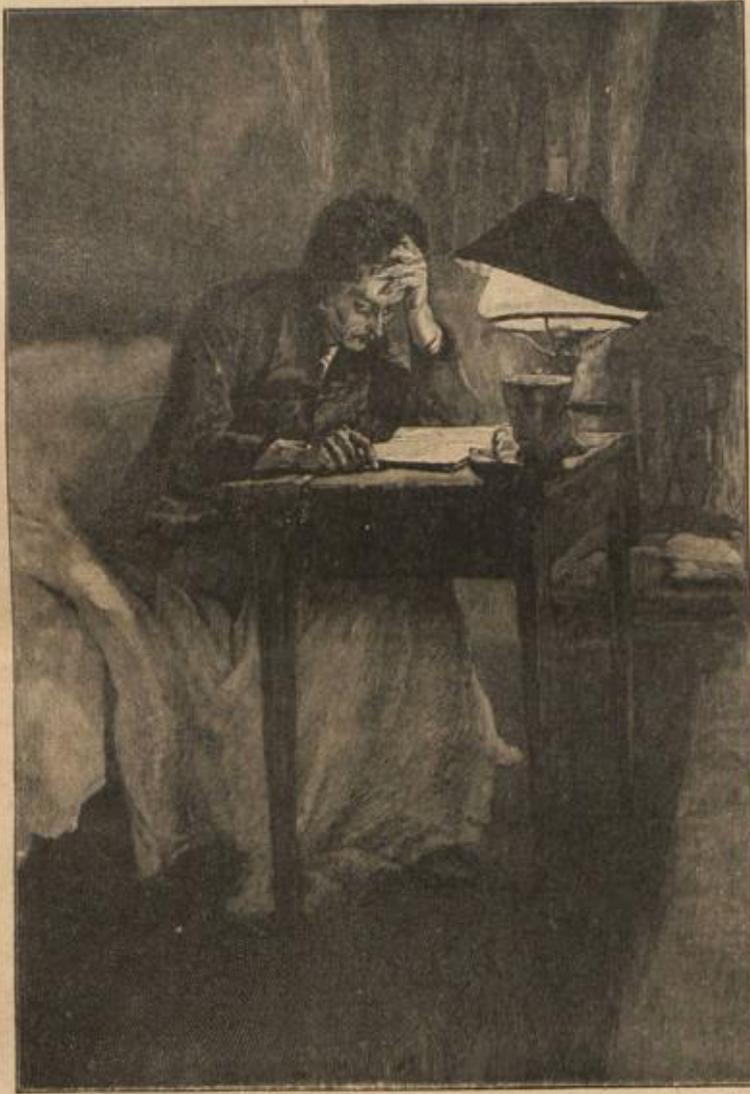
werden konnten. Das war jedoch zu Copernicus' Zeit und mit Copernicus' Lehre nicht in übermäßig genauer Weise möglich. Auch er hielt an den Kreisbewegungen der Gestirne fest und glaubte, daß sie sich in unwandelbar gleichförmiger Weise in ihren Kreisen bewegten. Wie die Alten die Erde, so rückte er nun die Sonne aus dem Zentrum der Kreise ein wenig heraus, und gelangte so genau nach dem Beispiel des Hipparch und Ptolemaeus zu einer besseren Darstellung der Erscheinungen; nach ihrem Beispiel führte er auch, um die noch verbleibenden Abweichungen in seine Darstellung aufnehmen zu können, kleine Epicykeln ein, in denen die Planeten um ihre eigentlichen Bahnen sehr langsam herumkreisen sollten. Trotz dieser Verwickelung war das System durch seine einfache Grundlage den Darstellungen der Alten unendlich überlegen; auf ihm baute man weiter, und

canischen Lehre in hundertjähriger mühsamer Arbeit ein Weltsystem aufgebaut worden, durch welches sämtliche Erscheinungen am Himmel in einer Genauigkeit dargestellt werden konnten, wie nie zuvor; und zu dieser Genauigkeit kam durch die drei von Kepler aufgefundenen Gesetze der wirklichen Planetenbewegung noch eine überraschende Einfachheit.

Aber dieser schöne, harmonische Bau des Weltganzen, in welchem die Erde mit ihrer täglichen Drehung und ihrer jährlichen Bahn um die Sonne als ein Glied eines großen Zusammenhanges erschien, war doch nur eine Darstellung, nicht eine Erklärung der Bewegungen am Himmel. Warum bewegen sich die Planeten und die Erde in elliptischen Bahnen um die Sonne, warum ändern sich hierbei ihre Geschwindigkeiten in der bestimmten, von Kepler aufgefundenen Gesetzmäßigkeit? So lange diese Fragen

Bewegungen hatte man so sicher erkannt, daß die Existenz eines noch nie gesehenen Planeten aus diesen Bewegungen erschlossen wurde; nachdem mit Hilfe der Fernrohre 1781 ein neuer, den Alten unbekannter Planet, der Uranus, aufgefunden war, bewies die Entdeckung des noch ferneren Neptun (1846), der zuerst berechnet und dann erst mit dem Fernrohr gesucht und gefunden wurde, daß die Grundlagen der Rechnung, also die Anschauungen über den Zusammenhang der Planetenbewegungen, richtig sind.

Der Fortschritt und die Erkenntnis des Menschen machten hier nicht Halt. Nachdem die Gesetze des Planetensystems und seiner Bewegungen erkannt waren, tauchten neue Fragen auf, vor Allem die Frage, ob es von Ewigkeiten in dieser Gesetzmäßigkeit bestanden habe und weiter bestehen werde, oder ob in seinen Gesetzen selbst die Möglichkeit und die



Begrabene Hoffnungen

so wurden in der Folgezeit bald die wirklichen Gesetze der Planetenbewegung erkannt.

Johannes Kepler (1571—1630), ein Zeitgenosse des genialen Galilei, war es, der bei der Darstellung der Planetenbewegungen zuerst von den Kreisen abging und erkannte, daß die Planeten und auch die Erde in elliptischen Bahnen die Sonne umkreisen. Eine Ellipse ist, wie der Kreis, eine in sich zurücklaufende krumme Linie; doch hat sie eine eisförmige Gestalt und eine Reihe interessanter geometrischer Eigenschaften. Daß bei einem Umlauf in einer Ellipse, wobei die Sonne nicht im Mittelpunkt, sondern in einem der sogenannten Brennpunkte steht, die Bewegung keine gleichförmige ist, ist weiter nicht verwunderlich; wie aber, nach welcher Gesetzmäßigkeit die Geschwindigkeit in dieser Bahn sich ändert, war eine schwer zu beantwortende Frage. Doch Kepler erkannte nach jahrelanger Bemühung auch diesen Zusammenhang und schließlich noch die weitere Gesetzmäßigkeit, welche die Geschwindigkeiten der verschiedenen Planeten mit einander verbindet.

So war denn auf der Grundlage der Coperni-

nicht beantwortet waren, konnte die Bewegung der Erde nicht als sicher erkannt und gegen jeden Widerspruch begründet erscheinen, so lange war das von Copernicus und Kepler aufgestellte System eine geometrische Darstellung der Erscheinungen, die nur den Vortheil der leichten und bequemen Uebersicht darbot, ohne einen inneren Zusammenhang der Bewegungen und ihre physikalische Nothwendigkeit aufzudecken.

Aber die Vorbedingung zu dieser Erkenntnis war nun geschaffen, und in der mühsamen Forscherarbeit der nächsten hundert Jahre wurde die Aufgabe bewältigt. In der allgemeinen Anziehung aller Massen auf einander, wie sie Isaac Newton (1643 bis 1727) formulierte, wurde das verknüpfende Band der Sonne mit den Planeten und ihren Bewegungen, wie das der Planeten mit ihren Monden erkannt. Nun erst konnte man sagen, daß die Bewegung der Erde wirklich erkannt und auf unwiderlegliche Grundlagen gestellt sei. Man begriff zwar noch nicht den ganzen kunstvollen Bau des Planetensystems, aber den inneren Zusammenhang seiner

Nothwendigkeit einer Entwicklung liege. Die Beantwortung dieser neuen Fragen, die auf einen ungeahnten Zusammenhang der Sonne und unserer Erde mit den übrigen Fixsternen sowie den anderen Bildungen im Universum, den Nebelflecken, Kometen und Meteoren hinwies, setzte die Drehung und Bewegung der Erde bereits als bekannt voraus; sie ist zu einem festen, unaustilgbaren Bestandtheil unseres Wissens geworden, aus dem die Gesetzmäßigkeit nicht nur unseres Sonnensystems, sondern des ganzen Universums erkannt wurde. —



Die Baumwolle.

Von G. Strahl.

Den meisten von uns ist das Wolle produzierende Thier, das Schaf, aus eigener Anschauung bekannt, wenigen aber wird es möglich gewesen sein, Näheres über den Wolle tragenden Baum

zu erfahren; man begnügt sich zumeist damit, Baumwolle dem Namen nach zu kennen, ohne dieselbe immer von anderen Pflanzenfasern, z. B. Leinen, sicher unterscheiden zu können.

Die Baumwollpflanze gehört botanisch zur Klasse der Malvaceen, die in der heimischen Flora durch die in den Gärten viel gezogene Stockrose, dann die an Wegen stehende Käsemalve u. a. vertreten sind. Man unterscheidet mehrere Arten von Baumwollpflanzen, je nachdem sie nur einjährig oder mehrjährig, kraut- oder strauchartig wachsen. Die eigentlichen Träger der Baumwollfaser sind die wallnußgroßen Früchte der Pflanze, drei- bis vierjährige Stapseln, in welchen je drei bis acht graue oder braune, lange und dichtbehaarte Samen enthalten sind. Zur Zeit der Reife springen die Samenkapseln auf, die Wolle quillt aus ihnen hervor und

Stoff enger mit den Vorgängen der Geschichte verknüpfen sollten, und plötzlich trat dieser Rohstoff auf und wuchs zu solcher Bedeutung empor, daß er selbst die Bedeutung der Seide übertraf. Der Baumwolle dienten die ersten, allgemein eingreifenden Werke des Menschengewisses auf der Bahn der Erfindungen, für sie sausten im schurrenden Ringtan die Tausende der zierlichen Spindeln, rührten sich Millionen fleißiger Hände in regerem Wirken als je zuvor. Wie schnell diese Produktion gewachsen ist, dafür einige Zahlen. Der Werth der zur Zeit König Georg's III. Regierung in England fabrizirten Statune betrug 200 000 Pfund Sterling, während der Werth der dort produzierten Baumwollwaaren im Jahre 1860 schon 52 Millionen betrug.

In China wurden schon zu Haos Zeiten (2357 v. Chr.) baumwollene Gewänder gefertigt und ge-

dort weitverbreiteten Baumwollstrauch „Karpasi“ gewannen, so ist doch die Herkunft der einzelnen Bezeichnungen nicht ganz einwandfrei. Die griechischen und lateinischen Schriftsteller stimmen alle darin überein, daß die Baumwolle in Indien heimisch ist, sie alle kennen indische Baumwolle, in der Benennung herrscht jedoch der größte Wirrwarr; da werden Ausdrücke, welche fast nur für Leinen gebraucht wurden, auch auf Baumwolle übertragen. So kommt das Wort Kylon, und davon abgeleitet Kylina bald für Baumwolle, bald für Leinen vor, obwohl das Wort selbst schon jede Verwechslung anschliefen sollte. Auch Plinius kannte dieses Wort und beschreibt unter demselben den Baumwollstrauch genau. „Der obere Theil Egyptens, gegen Arabien hingewandt,“ sagt er, „erzeugt einen Strauch, den einige Gossypion nennen. mehrere aber Kylon, weshalb die daraus



3. Triptychon von David Mosé.

muß im richtigen Zeitpunkt gesammelt werden, in der Zeit der vollständigen Reife, aber doch nicht zu spät, da sonst die Samen auf den Boden fallen und dadurch Verunreinigungen in die Wolle gelangen. Da die Baumwollpflanzen während einer längeren Zeit blühen und Früchte bringen, ist das Erntegeschäft ein mühsames und viel Sorgfalt verlangendes, weshalb feinerzeit auch die nordamerikanischen Besitzer von Baumwollplantagen sich der Abschaffung der Sklaverei so energisch widersetzten. Wie uns der Augenschein lehrt, geht es auch ohne Sklaven, Nordamerika ist noch heute der ausschlaggebende Faktor auf dem Baumwollmarkt.

Schon lange bevor uns Amerika erschlossen wurde, spielte die Baumwolle in der Geschichte eine Rolle. In den Gräbern der ägyptischen Vorzeit finden wir neben dem Leinen „den anderen Stoff von den wolltragenden Büschen“. Als gern begehrte Kleidung diente die Baumwolle Jahrtausende hindurch den Indern, Persern und den Mittelmeervölkern. Da aber waren es Columbus und Vasco de Gama, die durch ihre kühnen Fahrten diesen

tragen, und Confucius erzählt des Weiteren von der Anfertigung baumwollener, feiner Gewebe. Wahrscheinlich ist indessen, daß die Chinesen in frühester Zeit dem Baumwollbau wenig Pflege gewidmet, vielmehr ihre Baumwolle von den Indern geholt haben, denen sie ihre Seidenstoffe brachten. Diese Vermuthung wird bestärkt, wenn man sieht, daß das chinesische arbeitende Volk erst im zwölften- und dreizehnten Jahrhundert anfang, sich der baumwollenen Kleider zu bedienen. Die Chinesen kannten auch baumwollene Gewebe mit der indischen Bezeichnung „Kattun“. Ob das Wort „Kattun“ aus dem Indischen stammt, darüber sind die Ansichten noch getheilt. Der römische Schriftsteller Plinius nennt an einer Stelle die Frucht der Baumwolle Cottonium malum und daraus leitet Ure (Baumwollmanufaktur) die Abstammung des Wortes Cotton, Kattun her. Obwohl nach neueren Forschungen zweifellos Indien als die Heimath der Baumwolle anzusehen ist, da Baumwollgewebe seit dem grauesten Alterthum das bedeutendste Industrieerzeugniß der Indier war, die dasselbe von dem

gefertigten Leinen den Namen Kylina erhalten haben. Der Strauch ist klein, einer bartigen Röhre gleich die Frucht, deren innere Flocke wie Wolle gesponnen wird; kein Zeug ist diesem an Weiße und Weichheit gleich.“

Botanisch heißt heute die Baumwolle Gossypium. Dieses Wort stammt nach Ritter aus dem Koptischen, woselbst Gos oder Kos das Besorgen der Leiche bedeutet. Wo Kos heißt der Begräbnißbaum, woraus Kosbo oder Gosbo — Gossypio — geworden sein wird. Mikroskopische Untersuchungen an Geweben aus späteren Gräbern haben die Verwendung der Baumwolle zu Todtenhüllen ergeben, es hat demnach, der Bedeutung des Namens entsprechend, die Baumwolle bei der Bestattung der Todten eine Rolle gespielt, und somit scheint die Herleitung eine gewisse Berechtigung zu haben.

Auf den ostindischen Inseln Borneo, Java, Sumatra u. wächst noch heute die Baumwolle wild und wird seit unendlichen Zeiten von den Eingeborenen zum Fertigen der Kleider benutzt. Von Indien aus ging durch die Handelsverbindungen die

Baumwolle über Arabien nach Egypten, von dort auf ganz Mittelafrica über, wo sie ohne besondere Pflege sehr gut gedeiht.

Auch in Amerika ist sie jedenfalls schon lange bekannt. Als die Spanier Mexiko entdeckten und eroberten, fanden sie dort ausgedehnte Baumwollfelder, baumwollene Kleidungsstücke, bezw. Papiergeld. Die glatten Baumwollgewebe wußten die Mexikaner mit allerlei bunten Figuren zu bemalen, sie waren außerdem von außerordentlicher Kunstfertigkeit bezüglich der Feinheit des Fadens. Cortez sandte verschiedene dieser Gewänder nach Spanien, wo sie eben durch ihre Feinheit und Farbenpracht viel Aufsehen erregten.

Im nördlichen Egypten nahm durch arabischen Einfluß die Manufaktur der Baumwolle neben Leinen und Seide sehr zu; unterstützt wurde dieses Emporblühen noch durch den Luxus der Römer, Griechen und Spanier. Es ist erstaunlich, was Makrizi uns von der Verschwendung, die dort getrieben wurde, erzählt. Zur Bekleidung eines Franzosenzimmers gehörten dazumal mehr als 320 Coudees Gewebe (1 Coudee ist $1\frac{1}{2}$ Fuß). In allen Theilen des maurischen Reiches wuchs die Industrie, so auch in Spanien; in Barcelona und Granada war die Baumwollmanufaktur bedeutend. Der Einfluß des Christenthums auf die Zweige der Kultur ist satzfam bekannt; es ist also auch nicht zu verwundern, daß diese blühende Industrie sich so weit entwickelte, daß bald nichts mehr davon zu sehen war.

In Italien wurde der Baumwollbau schon im Jahre 1000 nachweislich betrieben, er scheint sogar einer der Hauptgegenstände des italienischen Ackerbaues gewesen zu sein. Allen Städten voran war Venedig; diese Stadt selbst und die Nachbarstädte waren erfüllt von Fabriken aller Art. Florenz hatte eine ausgezeichnete Färberei und Appretur; neben diesen entwickelte sich dann auch die Weberei, so daß 1338 dort 200 Fabriken waren, die vorzugsweise Krepp und Barchent fertigten.

Nach Deutschland kam die Baumwollmanufaktur durch den Handel zwischen Venedig und Augsburg und blühte während des 14. und 15. Jahrhunderts. Erst verhältnismäßig spät, als schon in vielen Ländern des Kontinents diese Manufaktur betrieben wurde, fand sie auch Eingang in England. Heute sind durchschnittlich 36 Millionen Spindeln allein für Baumwolle thätig, von denen zirka 26 Millionen auf England und $5\frac{1}{2}$ Millionen auf Deutschland kommen.

Nach diesem geschichtlichen Abriss kommen wir zur Baumwollfaser selbst. Die Beurtheilung des Werthes einer Baumwollsorte findet nach deren äußeren Eigenschaften, als Feinheit, Farbe, Glanz, Elastizität, Festigkeit, Faserlänge und dem Grade der Reinheit statt. Die hochgeschätzteste Faser ist die „lange Georgia“ von Sea Island, Nordamerika. Sie ist die feinste, schönste Faser, die fast nur in England und in der Schweiz in den Baumwollkammgarnspinnereien verarbeitet wird; ihr Preis ist in einzelnen Jahren fast dreimal höher gewesen als der von gewöhnlichen Sorten. Während die Farbe, die verschiedensten Abstufungen von Weiß, durch Betrachtung einer größeren Quantität Wolle sogleich erkannt und die Elastizität durch den Griff, d. h. durch das Gefühl beim Zusammendrücken eines etwa faustgroßen Büschels in der Hand, sowie aus der nach der Zusammendrückung erfolgten Ausdehnung geprüft wird, giebt die Operation des Stapelziehens die Möglichkeit, rasch und ohne besondere Schwierigkeit die Baumwolle auf ihre Faserlänge, Festigkeit, Feinheit und Glanz zu untersuchen. Man nimmt bei dieser Operation ein Büschel Baumwolle zwischen Daumen und Zeigefinger der einen Hand, faßt das Büschel nahe an der festgehaltenen Stelle ebenso mit der anderen Hand und zieht es auseinander. Die nach der Richtung des Zuges vorstehenden Härchen werden nun neuerlich gefaßt und ausgezogen und, indem man dies mehrmals wiederholt, erhält man endlich eine Partie parallel liegender, aufeinander geschichteter Baumwollhärchen (Stapel), welche die durchschnittliche Länge unmittelbar erkennen läßt. Hält man den Stapel so fest zwischen den Fingern, daß nicht ein Herausziehen der vorstehenden Fasern

erfolgen kann, so werden beim Anziehen dieselben abgerissen, und der hierbei zu überwindende Widerstand gestattet einen Schluß auf die Festigkeit. Legt man die parallel liegenden Fasern (Stapel) auf eine schwarze Unterlage, so kann man die Feinheit derselben schätzen, sowie man aus den parallel liegenden Fasern, welche das Licht gleichmäßig reflektiren, den Grad des Glanzes beurtheilen kann.

Neben diesen äußerlich wahrnehmbaren Eigenschaften, welche für die gewöhnliche Verwendung der Baumwolle als Fäden oder Gewebe ausschlaggebend sind, haben sich durch weitere Forschung noch Merkmale ergeben, die dieser Faser ein weiteres Feld erobert haben. Die Mikroskopie war nur im Stande, uns sichere äußere Unterscheidungsmerkmale zwischen Baumwolle und anderen Pflanzenfasern zu liefern, indem das mikroskopische Bild der Baumwollfaser wie ein sanft spirallig gewundenes Band erscheint, während andere Fasern theilweise glattgestreckt oder wie Leinen mit vielen kleinen Aestchen besetzt sind. Wichtiger als dieses Merkmal ist für die Industrie das Verhalten der Baumwolle zu gewissen Chemikalien; bekannt dürfte die Vereitung der Schießbaumwolle durch Behandlung mit konzentrirten Säuren sein, sowie die Auflösung letzterer in Aether zu Colloidium, dem bekannten Mittel zum Verschließen von Schnittwunden u. dgl.

Die chemische Zusammensetzung der Baumwollfaser zeigt sich recht deutlich bei der Behandlung mit Kupferoxydammoniak. Die Hauptmasse der Zellwand stellt Cellulose dar, von welcher wenigstens betrefis ihres Verhaltens gegen Reagentien die äußerste Schicht, Cuticula, und die innerste Schicht, Innenhaut, abweicht. Bringt man nämlich Baumwolle in Kupferoxydammoniak, so quillt dieselbe rasch auf und löst sich endlich zu einer schleimigen Masse. Innenhaut und Cuticula widerstehen der Zerstörung weit länger als die Hauptmasse der Zellwand. Die äußerst feine äußere Schicht wird daher zersprengt oder schiebt sich in ringförmigen Schichten an einzelnen Stellen zusammen und giebt ein eigenthümliches mikroskopisches Bild, welches ebenfalls die Baumwolle auf das Bestimmteste von Flach, Hanf oder sonstigen Bastfasern unterscheidet, da diese keine Cuticula haben. An jenen Stellen, wo die Cuticula zusammengeschoben ist, kann das Reagens die Zellwand nicht aufquellen; an den benachbarten Stellen findet das Quellen sehr rasch statt und führt so oft zu einer Reihe kugelförmiger Massen. Die Innenhaut ist fast ebenso widerstandsfähig gegen Kupferoxydammoniak, und nachdem die Zelle bereits gelöst ist, bleibt sie als dünner Schlauch zurück. Man sieht dann in der blauen Flüssigkeit diesen und die ringförmigen Anhäufungen, sowie Fäden der Cuticula, bis auch diese endlich in eine schleimige Masse umgewandelt werden. Wird, nachdem die Wirkung des Kupferoxydammoniaks stattgefunden hat, etwas Schwefelsäure hinzugebracht, so wird die gallertartig gelöste Cellulose ausgeschieden und bleibt zwischen den Stücken der Cuticula liegen. Durch einen Tropfen Jodtinctur wird die ausgeschiedene Cellulosemasse blau, die Cuticulafäden gelb. Bewegt man das Deckgläschen über letzteren, so schieben sich gewöhnlich die Ringe auseinander, werden röhrenförmig und stellen theilweise Spiralen dar. Dies beweist, daß die Cuticula ein von der Cellulose chemisch verschiedener Körper ist, daß sie wahrscheinlich spirallig um die Faser gewunden ist und jedenfalls in der Richtung quer über die Zellachse den festeren Zusammenhang bildet.

Ähnlich aufquellend, jedoch nicht so verheerend wirkt auf die Faser eine Lauge von Kalk oder Natron. Schon 1840 hatte der englische Chemiker John Mercer die zufällige Beobachtung gemacht, daß baumwollenes Zeug, durch das er Natronlauge filtrirt hatte, an Stärke und Festigkeit bedeutend zunahm. Als guter Beobachter ging er der Sache noch weiter auf den Grund, und seine Erfindung erregte damals auch wirklich Aufsehen, so daß ihm eine französische Gesellschaft den Preis von vierzigtausend Pfund Sterling dafür bot. Trotzdem machte dieses Verfahren damals keine weiteren Fortschritte, gerieth fast in Vergessenheit, und erst der Neuzeit war es vorbehalten, dasselbe wieder zu Ehren zu bringen.

Das Verhalten der Baumwolle einer solchen Lauge gegenüber ist in vieler Hinsicht interessant. Während die Faser der rohen Baumwolle unter dem Mikroskop sich als ein allmählig schmaler werdendes, schwach spirallig gedrehtes Band darstellt, in dessen Innerem ein glatter Hohlraum, eine Seele, sichtbar ist, stellt die mit Lauge behandelte Faser — man nennt dieses Verfahren auch nach dem Erfinder „mercerisiren“ — eine dicke, mehr oder weniger runde, gerade Faser dar, deren Wände erheblich dicker sind und in welcher die Höhlung fast ganz verschwunden ist. Die Festigkeit der Faser hat dabei ganz bedeutend gewonnen; Versuche haben eine Zunahme bis zu 68 Prozent ergeben, so daß man vom praktischen Standpunkte aus gegen die Verarbeitung dieses Materials gewiß nichts einwenden kann.

Ein Umstand, der das Mercerisiren der Baumwolle etwas beeinträchtigte, war anfänglich der nicht unbedeutende Längenverlust, das Einschrumpfen und die dadurch bedingte Preiserhöhung; wo sollte auch das in der Stärke gewonnene Plus herkommen, wenn nicht von der Länge? Dem wirkte man durch festes Aufspannen der rohen Baumwolle vor dem Mercerisiren entgegen; man behandelte die Baumwolle also in gespanntem Zustand, oder man mercerisirte lose und dehnte die eingeschrumpfte Faser nachträglich wieder bis auf ihre ursprüngliche Länge aus. Man machte bei dieser Gelegenheit die Beobachtung, daß durch dieses Spannen der Glanz noch bedeutend erhöht wurde. Das Zusammenschrumpfen des Fadens beträgt nach Versuchen von A. Buntrock bei 30 Grad kalt, lose eingehängt 23,6 Prozent und steigt nach Verlauf von 33 Minuten bis zum höchsten Punkt auf 29 Prozent; eine längere Behandlung übt in dieser Richtung keinen Einfluß mehr.

Wie es nun im industriellen Leben heute Gebrauch ist, machten sich bald eine ganze Anzahl Erfinder über das Problem her, und es dauerte auch gar nicht lange, so tauchten verschiedene Verbesserungen auf, natürlich zum Verdruss des Erfinders, der es als alleiniger Inhaber eines solchen Patents ganz in der Hand hatte, das laufende Publikum zu schröpfen.

Nach den bisherigen Erörterungen könnte es scheinen, als wäre nur der lose Baumwollfaden für solche Behandlung geeignet, oder man hätte nur diesem fein ganzes Augenmerk zugewendet. Das ist jedoch nicht so; auch das fertige Baumwollgewebe ist Gegenstand solcher Versuche gewesen und zwar mit bestem Erfolge. Der größte Theil der heute konsumirten billigen Satins mit dem ausgezeichneten Seidenglanz ist nichts weiter, als solch mercerisirtes Baumwollgewebe. Die prachtvolle Farbmanance, die man sonst bei Baumwollzeugen nicht zu finden gewöhnt ist, verbunden mit dem intensiven Glanz, geben solchen Stoffen fast vollkommen die Eigenschaft, wirkliche Seidenwaren zu verdrängen. Die durch das Mercerisiren der Baumwolle beigebrachte Eigenschaft, die Farbstoffe viel besser aufzunehmen, wirkt hierbei ganz besonders ausschlaggebend mit. Außerdem hat man noch andere Kunstgriffe, den Glanz zu erhöhen, nämlich das Pressen zwischen polirten Metallwalzen; man muß sich dabei jedoch sehr hüten, den Druck zu stark zu geben, da sonst ein sogenannter Speckglanz entsteht, der die Waare unverkäuflich macht. Aber auch dem beugt man heute schon vor, indem man sich die Eigenschaften des echten seidenen Satins zum Vorbild nimmt. Die Seidenfaser ist vollständig rund, reflectirt deshalb das Licht nach vielen Seiten, kann daher nie einen Spiegelglanz hervorrufen. Diesen milden Glanz ahmt man einfach dadurch künstlich nach, indem man die Fehwalze für die Baumwollstoffe mit einem galvanoplastisch hergestellten Abzuge von Seidenfaser versehen, und so der Baumwolle ein seidenähnliches Aussehen giebt. Da diese Abzüge jedoch etwas theuer sind, erreicht man vorstehenden Zweck noch bequemer, indem man Stahlwalzen mit feinen Nissen versehen, 5—20 Stück pro 1 Millimeter; mit solchen Walzen erreicht man bei einem Druck von 30—50 Atmosphären ein mustergültiges Lustre. —

Herzkirsche.

Von André Theuriot.

(Fortsetzung.)

III.

Zu jener Zeit ging die Post, die die Depeschen nach Châtillon-sur-Seine brachte, von Auberive um drei Uhr Morgens ab. In dem Augenblick, da die schwere, von zwei Pferden gezogene „Brisa“ die Stelle der alten Schmiede erreichte, um in die ansteigende Landstraße einzubiegen, die nach Necey-sur-Curce führte, kletterte ein Junge, der seine Schuhe als Halskette trug, im Fluge auf den Wagen, hielt sich an den Stricken, die die Gepäckstücke vor dem Herabfallen bewahrten, fest und setzte sich mit herabhängenden Beinen hinten auf. Das Geräusch der Räder und der Trab der Pferde hinderten den halbver schlafenen Postillon, die Anwesenheit dieses unerwarteten, heimlichen Passagiers zu bemerken. Die „Brisa“ rollte in einer Staubwolke bis zum Gipfel der Anhöhe weiter, fuhr schnell durch das kleine Dorf Germaine, das noch schweigend und schlafend dalag, und fuhr dann langsam das Gehölz von Columiers herunter.

Es war vier Uhr und die Sonne ging in einem Kreise leichter, rosiger Wolken hinter dem Walde von Auberive auf. Die ersten schrägen Strahlen, die die Dunkelheit des Hochwaldes durchdrangen, warfen silberne Tupfen hier auf einen Rasenteppich, dort auf einen Waldbrennbusch. Etwas niedriger schlängelte sich die Landstraße noch im bläulichen Schatten zwischen zwei Hecken von feuchten Dornen und Johannisbeeren dahin. Die Vögel schüttelten ihre Federn und zwitscherten in den Furchen. Ein Hahnenschrei ertönte wie ein Trompetenstoß in der Richtung eines fernen Bachthofes.

Man langte auf dem Gipfel des Plateaus an. An den Stricken der Kutsche sich festhaltend, dachte Herzkirsche, daß es unglücklich wäre, sich in die Ebene zu wagen, während ihm doch der Hochwald ein frisches und sicheres Versteck bot. An einer Stelle, wo die Räder die Fingerhutblumen der Hecken streiften, ließ er sich in das feuchte Gras fallen und verließ infognito, wie er aufgestiegen war, die „Brisa“, die über die Landstraße weiter rollte und bald im Staube des Weges verschwand. Nachdem Herzkirsche mit dem Auge dem Staubkreis gefolgt, der sich in dem scharfen Licht der aufgehenden Sonne mehr und mehr verkleinerte, sprang er über den Graben, zog seine Schuhe an und drang auf's Geradewohl in das Gebüsch.

Er ging gerade aus. Wie berauscht war er von seiner wiedergewonnenen Freiheit. Sorglos kostete er das Vergnügen aus, nach Herzenslust umherzustreifen, ohne sich zu fragen, wohin er gehen, noch wie er leben sollte. Die Hauptsache war für den Augenblick, die Wärter auf eine falsche Spur zu lenken. Er hatte zwei Stunden Vorsprung und er traute ihnen nicht zu, daß sie errathen würden, welche Richtung er eingeschlagen hatte. Er ging wohl eine gute Meile durch den Wald, suchte die Dickichte auf und stoh die Lichtungen. Nach Verlauf einer Stunde wurde der Boden merklich abschüssig. Herzkirsche lief einen Graben hinunter und befand sich in einer Schlucht, die ein Bächlein durchstieß.

Die Gegend war sehr einsam. Auf beiden Seiten erhoben sich fast schurmergerade mit Bäumen bewachsene Anhöhen und woben einen kalten Schatten auf den schmalen Wiesenstreifen, in den der Bach durch Weiden und Spierstauben sein Bett grub. Zwei oder drei Amseln, die einzigen Gäste dieser Höhle, waren dabei, sich in der Strömung zu baden, als Herzkirsche am Ufer anlangte. Sie ließen sich kaum stören, und das Vergnügen, das ihnen dieses Bad zu bereiten schien, veranlaßte den Sträfling, es ihnen gleich zu thun. Schnell hatte er seine Kleider abgelegt und tauchte mit innigem Behagen in das durchsichtige Wasser, das der Duft der Minze und der Wiesenblumen durchzog. Dann trocknete er sich, indem er sich auf dem sonnigen Teppich des Rasens wälzte und kleidete sich langsam wieder an. Während er die Hose anzog, schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf. Anstatt seine „Uniformjacke“ an-

zuziehen, rollte er sie zu einem Paket zusammen und versteckte sie unter einen großen, flachen Stein, im Schutze eines Gebüsches. Dieser Theil seiner Kleidung trug eine Matrikelnummer und hatte einen Schnitt, der das Gefängniß auf zehn Schritt erkennen ließ. Das hätte ihn verrathen können, während er in Hemdärmeln und Zwillingshosen im Nothfall für einen Bauern gelten konnte.

Als er diese Vorsichtsmaßregeln getroffen, sah er sich forschend um, denn er war hungrig. Am vorigen Abend hatte er schlecht gegessen, und das Bad hatte ihm den Magen noch mehr ausgehöhlt. Nach einigem Suchen entdeckte er in dem Gebüsch in der Nähe des Baches Erdbeeren. Das Frühstück war frugal, aber köstlich, und nachdem die Erdbeersträucher geplündert worden, fühlte sich Meister Herzkirsche etwas erfrischt. Dann streckte er sich auf dem Rasen aus, den Kopf im Schatten und die Füße in der Sonne, und schlief, von dem Glück des Bächleins eingewiegt, sanft ein.

Dieser süße Schlummer mochte eine Stunde gedauert haben, als Herzkirsche von dem Geräusch knisternder Aeste und von einer frischen Frauenstimme geweckt wurde, deren Gesang er zuerst im Traume zu hören glaubte. Er öffnete die Augen, doch mit der während seines Aufenthaltes im Arbeitshause erworbenen Klugheit, rührte er sich nicht, um so viel wie möglich zu sehen, ohne gesehen zu werden. Eine ganz unnütze Vorsicht, denn er war schon seit zwei Minuten ein Gegenstand der Beobachtung.

Er bemerkte in einer Entfernung von zehn Schritten die Sängerin, deren Stimme ihn geweckt hatte. Es war ein Mädchen von ungefähr fünfzehn Jahren. Einen halb mit Erdbeeren gefüllten Korb in der einen Hand, ein Stück Schwarzbrot in der anderen, war sie am Rande des Baches stehen geblieben und vergaß das Essen, um den Schläfer zu beobachten, der ihr unbekannt war. Herzkirsche lag unbeweglich und that, als schläfe er immer noch, um sich zu überlegen, was er bei dieser Gelegenheit thun und sagen sollte. Dabei betrachtete er verstohlen das junge Mädchen.

Sie war ganz einfach gekleidet, mit einem Hemde aus grober Leinwand, das am Halse mit einem Haken zugeknöpft war, und mit einem ziemlich kurzen und gestickten Rock, der ihre Beine fast bis zu den Knien sehen ließ. Ihre Waden waren mit Schrammen bedeckt, an den Füßen trug sie viel zu große Holzschuhe. Die nackten, mageren Arme waren von der frischen Luft gebräunt, ebenso ihr Gesicht, aber die Wangen waren von der frischen Luft und durch das rasche Sehen rosig angehaucht. Leppig fielen die von einem Hornkamm nur schlecht zurückgehaltenen braunen Haare in wirren Strähnen auf den Nacken, auf die Stirn, ja bis auf die beiden großen, schwarzen Augen, die Herzkirsche mit einem Gemisch von Neugier und Mißtrauen betrachteten.

Die Prüfung schien schließlich nicht allzu ungünstig ausgefallen zu sein. Nr. 24 nahm sich in diesem Rahmen hoher, grüner Stengel nicht übel aus. Das Bad schien ihn von dem Schmutz des Gefängnisses gereinigt zu haben; seine Wangen und Lippen hatten wieder die lebhaften Farben angenommen, denen er seinen Namen Herzkirsche verdankte, und seine zwanglose Haltung verlieh ihm ein gutmüthiges Aussehen. Das Mädchen, das sich ein wenig beruhigt hatte, ging einige Schritte auf den Jungen zu, der seinerseits den Augenblick für gekommen erachtete, seine scheinbare Schläfrigkeit abzuschütteln.

Er reckte die Arme, wie Jemand, der erwacht, rieb sich die Augen und hob sich auf den Ellenbogen in die Höhe. Ein spöttisches Lächeln öffnete den ziemlich großen Mund des jungen Mädchens, und sie rief:

„Sie haben aber 'nen sehr festen Schlaf!“

„Ja, versetzte Herzkirsche würdevoll, „wenn man müde ist, dann“ — er wollte sagen: „schnarcht

man“; doch aus einer Art Zurückhaltung ließ er dies gewöhnliche Wort nicht aus seinem Munde — „dann schläft man wie 'n Murmeltier! . . . Wer schläft, ist nicht!“

„Sie haben aber doch nicht vollständig gefastet,“ versetzte sie, und warf einen ironischen Blick auf die Erdbeersträucher, von denen er sich am Morgen die Früchte gepflückt, „es waren hier überall Erdbeeren, und jetzt ist kein Stumpf mehr da!“

Bei diesen Worten lachte sie laut auf. Ihre gute Laune veranlaßte Herzkirsche, ihr Geständnisse zu machen.

„Das ist gutes Brot!“ sagte er seufzend und blinzelte nach der Doppelstulle des jungen Mädchens; „das bleibt einem nicht im Magen liegen!“

Sie schien die Verebtheit dieser interessirten Blicke zu verstehen und sagte schnell:

„Wenn Sie Hunger haben, so brauchen Sie's nur zu sagen, ich will Ihnen gern die Hälfte von meinem Brot abgeben.“

„Das schlage ich Ihnen nicht ab, denn ich habe seit gestern Abend nichts gegessen!“

Sie brach das Stück Brot in zwei Theile und reichte es ihrem Gegenüber freundlich mit dem Erdbeerföhrchen.

„Geniren Sie sich nicht,“ sagte sie dabei, „ich habe genug.“

Er ließ sich nicht bitten und biß tapfer hinein. Er schlang förmlich. Sie hatte sich im Grafe niedergelauert und sah ihm mit halbverdrüstem Lächeln zu, wie er Brot und Erdbeeren verschwinden ließ. Schließlich schämte er sich aber doch seiner Gefräßigkeit, und nachdem er sein Mahl mit einem Schluck Wasser begossen, das er in der flachen Hand geschöpft, murmelte er:

„Uff! . . . Jetzt ist mir besser! . . . Danke! . . . Es war Zeit! ich fiel vor Hunger um!“

„Wirklich? . . . Sie haben also zu Hause nicht genügend zu essen?“

„Nicht immer,“ versetzte er lakonisch.

„Sind Sie aus Colmiers?“

„Nein?“

„Vielleicht aus Val-Servey?“

Er betrachtete sie von Neuem verlegen; die Offenheit ihrer großen Augen, die etwas eingeschüchtert blickten, stößten ihm Vertrauen ein, und er erwiderte:

„Ich bin aus einem Orte in der Nähe von Auberive? . . . Kennen Sie die Gegend?“

„Ich bin nie dorthin gekommen; doch mein Vater kennt sie . . . Sind nicht in Auberive Gefangene?“

Bei dieser unvorhergesehenen Frage verdoppelte sich die Verlegenheit des Jungen.

„Ja, ich glaube,“ stotterte er ausweichend.

Seine Verwirrung war dem Mädchen nicht entgangen. Sie betrachtete ihn mit unruhiger Aufmerksamkeit, und er fühlte, wie er unter dem scharfen Blick dieser forschenden jungen Augen roth wurde. Um die Verlegenheit einigermaßen zu überwinden, fragte er seinerseits:

„Was macht denn Ihr Vater?“

„Er ist Holzschuhmacher . . . Wir arbeiten für den Augenblick im Holzschlag von Val-Servey . . . Im letzten Jahr hatten wir unsere Werkstätte im Gehölz von Gargis.“

„Sind Sie viele in Ihrer Werkstätte?“

„Nein; da ist der Vater, ich . . . und Champeinois, unser Gehülfe.“

„Wie heißen Sie?“

„Norine . . . Norine Vincart . . . Und Sie?“

„Herzkirsche!“

Der Mund des jungen Mädchens öffnete sich von Neuem, um ein herzliches Lachen hören zu lassen. „Das ist ein Kirschennamen; so heißt doch kein Mensch!“

„Das ist ein Zunamen,“ versetzte er kurz.

„Na . . . Wie ist denn der Name Ihres Vaters?“

„Meines Vaters? . . . Den habe ich nie gekannt.“

„Aber Ihre Mutter?“

„Ist todt,“ entgegnete Herzkirische mürrisch.
 „Die meinige auch,“ sagte Norine mit sanfter Stimme; „sie ist gestorben, als ich erst zehn Jahre alt war.“

Es trat eine kurze Pause ein. Herzkirische kante nervös an einem Minzenstengel; das junge Mädchen tauchte eine ihrer Hände in's Wasser und vergnügte sich damit, die Tropfen ihren nackten Arm entlang laufen zu lassen. Sie warf einen durchbohrenden Blick auf ihr Gegenüber, dann sagte sie, ihre Fragen wieder aufnehmend:

„Sie waren in Auberive in Dienst?“

„Ja!“

„Und Sie sind Ihrer Herrschaft ausgerückt, was?“

„Sie haben richtig gerathen,“ beeilte er sich zu

erwidern, denn er hoffte auf diese Weise, von dem peinlichen Verhör loszukommen, doch er hatte ohne die hartnäckige Neugier der Tochter des Holzschuhmachers gerednet.

„Wie hieß Ihre Herrschaft?“ fuhr sie fort.

Herzkirische, der in die Enge getrieben war, suchte einen wahrscheinlichen Namen, und fand zunächst keinen; dann fiel ihm ein, daß er, wenn er zufällig Jemand aus Auberive nannte, riskirte, von diesem Untersuchungsrichter in Unterröcken entlarvt zu werden. Die Ungeduld erfaßte ihn und er versetzte ärgerlich:

„Ich erinnere mich wahrhaftig nicht mehr.“

Eine mißtrauische Grimasse kränzelte Norine's Lippen und sie murmelte trocken:

„Sie haben aber ein recht kurzes Gedächtniß!“

Sie zog die Stirn zusammen, erhob einen Finger in die Luft und sagte, dem unglücklichen Durtschen in's Auge blickend:

„Sie erzählen mir ja Lügen! Ich glaube, Sie kommen aus dem Gefängnisse von Auberive, wo Sie ausgerückt sind und sich selbst Urkauf ertheilt haben.“

Gleichzeitig war sie hastig aufgestanden und drei bis vier Schritte zurückgewichen, während Herzkirische ganz bestürzt auf die Füße sprang.

„O,“ fuhr sie fort, und sah den Sträfling unerschrocken an, der seine schene Miene wieder angenommen hatte, „sehen Sie mich nicht so an, als wenn Sie mich verschlingen wollten. . . Sie jagen mir keine Furcht ein, und ich brauche nur zu schreien, um unsere Leute herbeizurufen.“ (Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Das Wort.*

Nebend'gem Worte bin ich gut:

Das springt heran so wohlgenuth,
 Das grüßt mit artigem Genick,
 Ist lieblich selbst im Angesicht,
 Hat Blut in sich, kann herzlich schnauben,
 Kriecht man zum Ohre selbst dem Tauben,
 Und ringelt sich und flattert jezt,
 Und was es thut — das Wort ergetzt.
 Doch bleibt das Wort ein zartes Wesen,
 Bald krank und aber bald genesen.
 Willst ihm sein kleines Leben lassen,
 Mußt du es leicht und zierlich fassen,
 Nicht plump belassen und bedrücken,
 Es stirbt oft schon an bösen Blicken —
 Und liegt dann da, so ungestalt,
 So seelenlos, so arm und kalt,
 Sein kleiner Leichnam arg verwandelt,
 Von Tod und Sterben mißgehandelt.

Ein todtes Wort — ein häßlich Ding.
 Ein klapperdürres Kling-Kling-Kling.
 Pst! allen häßlichen Gewerben,
 An denen Wort und Wörtchen sterben.

Friedrich Nießche.

Begrabene Hoffnung. An einem hellen Oktobertage war er nach der Stadt gefahren, in der sich das Gymnasium befand. Auf seinem neuen, schwarzgefirichten Holzsoffer sitzend, lenkte er die beiden Deckstein, neben ihm saß seine Mutter, und während der ganzen Fahrt lehnte ihr Haupt an seiner Schulter. Der Lehrer hatte seinen Willen durchgesetzt. Immer und immer wieder hatte er den Kleinbauer bestürzt, er möge doch seinen talentirten Sohn studiren lassen; in der Stadt war er umhergelaufen und hatte bei den wohlhabenden Familien um Unterstützung für seinen Schilling gebittelt, endlich, als schon der Beginn des neuen Schuljahres nahe bevorstand, hatte er sechs „Kosttage“ zusammengebracht. Sechs warme Mittagessen in der Woche, da brauchte man nicht zu verhungern! Und so gab denn der Bauer seinen Widerstand auf, Lorenz kam nach der Stadt, um das Gymnasium zu besuchen. Bei einem Schuster wurde er einquartiert. Born bei dem einen Fenster nähte und nagelte der Meister mit seinem Gesellen und Lehrbuben, weiter rückwärts wusch und kochte die Schustersfrau, am anderen Fenster studierten, rechneten und zeichneten Lorenz und zwei andere, ebenso arme Studenten; in der Stube krochen einige Kinder umher. Dem Landjungen gefiel das Leben in der Stadt ganz und gar nicht. Aber er biß die Zähne zusammen, und es ging, trotz der Demüthigungen, die er über sich ergehen lassen mußte. Im Anfange waren ihm oft die Thränen in die Augen getreten, wenn ihm die Köchinnen das Wischen Offen mit einer Geberde der Verachtung in den „Kostriegel“ geworfen, dann hatte er auch das überunden, ohne sich brechen zu lassen. Von Zuhause erhielt er jede Woche einen Laib Brot, ab und zu etwas Schmalz oder Butter, alle heiligen Zeiten eine Wurst. Und es ging auch in der Schule. Im zweiten Jahre konnte er sich durch Privatunterricht schon einige Mark verdienen; dann wurden die Lehrer auf ihn aufmerksam, man verschaffte ihm die meisten Bücher und erließ ihm auch das Schulgeld. Aber es blieb ein Kämpfen und Würgen, das jede Faser anspannte, das ganze Gymnasium hindurch: der Charakter des Bauernstudenten war zu herb, seine Manieren zu ungelent.

* Aus „Gedichte und Sprüche“. Leipzig. C. G. Naumann.

In den Ferien nach dem Abiturientenexamen hatte Lorenz so viel verdient, daß er die Fahrt nach der Universitätsstadt bezahlen konnte und noch einige Thaler für die ersten Ausgaben übrig behielt. Sein Vater konnte ihn nicht mehr unterstützen, er hätte ihn am liebsten in der Wirtschaft gehabt, die kaum noch zu halten war. Lorenz verzagte nicht. Von dem ersten Tage seines Aushaltens in der Großstadt an begann für ihn die Heißjagd nach Erwerb. Er gab Unterricht zu dreißig, vierzig und fünfzig Pfennige die Stunde, stenographirte für Rechtsanwälte und Geschäftsleute, schrieb Adressen. Während des Tages besuchte er die Vorlesungen; wenn die Anonymirudenten auf ihren Kreisen lagen, gab er noch Unterricht, und wenn sie heimgingen, ihre Häuse auszuschlafen, studirte er noch bei vorsichtig herabgeschraubter Lampe. Es kamen Tage und Wochen, an denen er nichts hatte, als ein Stück Kommissbrot und etwas Spiritus. Und er brödelte von dem Brod in das kochende Wasser des Schnelliebers, daß ein steifer Brei wurde. Im Winter schrie die Kälte in seiner Dachkammer, und wenn er studiren wollte, mußte er die Bettdecke um den Leib und die Beine schlagen, um nur etwas zu erwärmen. Und in all den Jahren kam Lorenz nicht einmal in seine Heimath. Entweder hatte er kein Geld zur Fahrt oder er wollte eine Beschäftigung, die ihm einige Mark brachte, durch sein Weggehen nicht verlieren. Ein Stipendium war ihm nie in den Schooß gefallen. Er hatte unter seinen Vorfahren und Verwandten keine „Stifter“, und die Schleichwege, auf denen man ein Regierungsstipendium erschnappt, waren ihm zuwider. So arbeitete und hungerte der Kleinbauersohn Jahre lang. Viele Kollegen sah er verzweifeln, verkommen oder unterliegen, er hielt sich aufrecht. Endlich kamen die Tage der letzten Prüfungen. Die Arbeit steigerte sich schier in's Ungemessene, die Einnahmen verfielen fast ganz. Aber ein fieberhafter Eifer besetzte den Kandidaten. Durch mußte er, koste es, was es wolle. . .

Ein Telegramm rief den alten Kleinbauer aus allen Hoffnungen. Mit erborgtem Gelde unternahm er und sein Weib die Reise nach der Universitätsstadt. Die beiden Alten kamen gerade noch zurecht, um dem Sohne die Augen zuzubriden. Ein böses Fieber hatte den von Entbehrungen und Arbeit Jermühten in wenigen Tagen dahingerafft. Nur einen Liebesdienst konnten sie ihm noch erweisen: Die Todtenwacht halten an der Leiche Desjenigen, der ihre einzige Hoffnung gewesen.

Es ist die Tragödie des armen Studenten, die David Mosé mit den Mitteln seiner Kunst in unseren heutigen Bildern zur Anschauung bringt. Das Triptychon ist in der diesjährigen Berliner Kunstausstellung zu sehen. —

Genremalerei. In den Anfängen der künstlerischen Entwicklung ist die Malerei eine Art Wülferschrift. Am Inhalt der Darstellung haftet das ganze Interesse. Die künstlerische Durchführung ist unbedolten, Formen und Farben der Figuren sind nur so weit gegeben, als es für die Deutlichkeit unbedingt nöthig ist. In mittelalterlichen Bildern ist oft auch ein Schriftband gemalt, das von dem Munde der Personen ausgeht und angiebt, was sie zu einander sagen, sodas über die Bedeutung der Szene nicht der geringste Zweifel mehr obwalten kann. Die weitere Entwicklung bringt vor allen Dingen eine gesteigerte Ausdrucksfähigkeit der Darstellungsmittel. Man lernt die Dinge, die charakteristischen Bewegungen der Menschen, die Ausdrucksformen des Gesichts immer getreuer wiederzugeben, man versucht die Personen im Bilde so zu gruppieren, daß die sachlichen Beziehungen, in denen sie zu einander stehen, und somit der Sinn des Dargestellten ohne Weiteres klar werden. Aber noch lange ruht bei den Bildern das Interesse vornehmlich auf dem Inhalt. Erst allmählig, wenn die rein künstlerischen Mittel in hohem Maße durchgebildet sind, wendet sich die Aufmerksamkeit der Darstellung als solcher zu. Man freut sich der schönen Linien, die hier eine Bewegung ergiebt, der herrlichen Farben, die dort auf einem Bilde zusammen-

stehen. In der Blüthezeit der Renaissance ist es den großen Meistern um den schönen Leib des Jünglings, den sie St. Sebastian taufen, zu thun, und nicht um die Legende, die sich an diesen Namen knüpft.

Diese Tendenz, rein künstlerisch zu wirken, ist in unserem Jahrhundert für viele Maler zu einem alleinigen Ziel geworden. Alles, was sachliches Interesse hervorgerufen könnte, ist ihnen streng verpönt. Sie wollen ausschließlich durch Farbe und Formen, durch die lebenswahre Darstellung eines Naturschnitts wirken. Es bleibt ihnen gleich, an welchem Vorwurf sie ihre künstlerischen Ziele verwirklichen.

Zu völlig reiner Durchführung gelangt diese Tendenz, wenn man genauer zusieht, nur in wenigen Fällen, in einfachen Landschaften, in Blumenstücken, in Stillleben. Sonst, bei jeder Darstellung einer Szene aus dem Menschenleben, werden Vorstellungsreihen erweckt, die für den allgemeinen Eindruck mitbedingend sind. Und doch ist hier ein Unterschied in der Bedeutung, die dem Motiv des Bildes zukommt: Sehen wir Bilder wie den „Heiligen Hain“ oder den „Abenteurer“ von Böcklin, so empfangen wir einen einheitlichen Eindruck, eine geschlossene „Stimmung“. Alle einzelnen Motive des Bildes gehen zu dieser Wirkung zusammen. So empfinden wir das Grauen, die tiefe Ruhe des Waldinneren auf dem einen, die ungeheure Wucht, die in der Bewegung des einfallenden Ritters liegt, auf dem anderen Bilde. Und in dem Wilde Dettmann's „Kein Feuer, keine Kohle . . .“ lebt in der Natur dieselbe weiche träumerische Stimmung wie in den Weiden, die innig verfunken in ihr dahinvandeln. Gewiß haben die Motive Böcklins weite geschichtliche Hintergründe, die uns bei ihrem Anblick durch den Kopf gehen können. Aber Momente der künstlerischen Wirkung sind diese nicht, wir können die Bilder in ihrer Stimmung genießen, ohne daß wir uns irgendwie dieser Beziehungen erinnern.

Ganz anders ist die Wirkung von Bildern wie dem von Dahl „Hinter dem Segel“. In diesem ist gerade der Witz, der in der Erfindung des Motivs liegt, das Hauptmoment der Wirkung des Bildes, wenn der Künstler die Szene auch in eine Gegend verlegt hatte, die des künstlerischen Interesses wohl werth war. Es ist ein „Genrebild“. Mit diesem Namen hat man eine Richtung der Malerei belegt, die sich bis auf die Kunst der Holländer im 16. und 17. Jahrhundert zurückverfolgen läßt, besonders aber in der Mitte unseres Jahrhunderts ausgiebig gepflegt wurde. Sie gab Schilderungen aus dem Volksleben, — die Bauern vor allen erfreuten sich ihrer Theilnahme — in denen irgend ein Geschichtliches die Hauptrolle spielte. Es lag bei diesen Bildern in der Absicht des Künstlers selbst, daß der Beschauer sich in erster Linie bei der Erzählung aufhalten sollte. Zu diesem Zweck war eine Fülle von einzelnen Zügen zusammengetragen, aus denen er sich die ganze Vorgeschichte und das, was dahinter folgen würde, zusammenreimen konnte.

In der modernen Malerei wurde diese Genrekunst zunächst ganz zurückgedrängt. Aber sie ließ sich nicht endgültig beseitigen, sie hat einen zu großen Anhang. Der künstlerisch nicht Geschulte läßt sich gern vom Bilde etwas erzählen. So kommt es, daß heute in der Malerei wieder auf den Inhalt der Bilder bei weitem mehr Gewicht gelegt wird, als in der ersten Zeit der modernen Bewegung. Einen bemerkenswerthen Ausweg, zu dem ein Maler kommen kann, zeigt unser heutiges Bild. Es sind drei Bilder, die jedes für sich betrachtet, ein geschlossenes Stimmungsbild im modernen Sinne geben. Aber diese drei Bilder enthalten die wichtigsten Stadien einer ganzen Geschichte. So sind wir gezwungen, uns auch mit dieser zu beschäftigen; die Beziehungen, die zwischen den einzelnen Bildern liegen, eröffnen den Ausblick auf ein Stück Menschenleben, dessen Tragik uns erschüttert, ohne daß, wie in alten Genrebildern, die Wirkung des einzelnen Bildes sich dadurch zerplittert, daß zu viel Einzelheiten hineingetragen sind. —

Nachdruck des Inhalts verboten!